

FUNKTIONEN LITERARISCHER NAMEN¹

von Friedhelm Debus

Vor hundert Jahren – 1903 – erschien Thomas Manns Erzählung »Tonio Kröger« in der »Neuen Deutschen Rundschau«. Zum hundertjährigen Jubiläum wurde, im Jahr 2003 also, eine besonders gestaltete Geschenkausgabe des Werkes gedruckt, das in der Vorankündigung der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft als »eine der schönsten deutschsprachigen Novellen« bezeichnet wurde. Eine solche Charakterisierung ist sicherlich nicht falsch, sie lässt sich aber auf jeden Fall mit Blick auf die in dieser Erzählung begegnenden Eigennamen und ihre Funktionen in Anspruch nehmen. Diese Namen als sprachliche Zeichen sind ganz offensichtlich vom Dichter jeweils bewusst-personenorientiert ausgewählt und gegeben worden. Fragt man, wie ich das vor einiger Zeit getan habe, Dichter danach, wie sie die Namen für ihre literarischen Figuren (er)finden und welche Gesichtspunkte für sie dabei entscheidend sind, so bekommt man wiederholt die Antwort: Die Namen müssen »passen«. Hätte ich Thomas Mann befragen können, wäre seine Antwort sicher entsprechend ausgefallen. Aber auch ohne eine solche direkte Auskunft können wir dies indirekt aus seinem Werk schließen – übrigens nicht nur aus der genannten Novelle, sondern auch aus seinen übrigen Werken. Wir wollen das exemplarisch an »Tonio Kröger« untersuchen. Bald nach dem Anfang der Novelle ist zu lesen:

»Ja ...«, sagte Tonio zugleich hastig und gleichgültig. Einen Augenblick schnürte sich ihm die Kehle zusammen, weil Hans ihn mit Nachnamen angeredet hatte; und Hans schien dies zu fühlen, denn er sagte erläuternd:

»Ich nenne dich Kröger, weil dein Vorname so verrückt ist, du, entschuldige, aber ich mag ihn nicht leiden. Tonio [...] Das ist doch überhaupt kein Name. Übrigens kannst du ja nichts dafür, bewahre!« »Nein, du heißt wohl hauptsächlich so, weil es so ausländisch klingt und etwas Besonderes ist [...]«, sagte Jimmerthal und tat, als ob er zum Guten reden wollte.

Tonios Mund zuckte. Er nahm sich zusammen und sagte:

»Ja, es ist ein alberner Name, ich möchte, weiß Gott, lieber Heinrich oder Wilhelm heißen, das könnt ihr mir glauben. Aber es kommt daher, daß ein Bruder meiner Mutter, nach dem ich getauft worden bin, Antonio heißt; denn meine Mutter ist doch von drüben [...]«. (Mann 11/1975, S. 211)


Mit »von drüben« ist Italien gemeint. Tonios Vater, Kaufmann und Konsul der Stadt Lübeck, aus der

alten einheimischen Familie mit dem typisch norddeutsch-niederdeutschen Namen Kröger stammend, hatte sich seine Frau »einstmals von ganz unten auf der Landkarte heraufgeholt« (ebd., S. 208). Der ihr nach Aussehen und Anlage so ähnliche Sohn ist »seiner schönen, schwarzhhaarigen Mutter, die Consuelo mit Vornamen hieß und überhaupt so anders war als die übrigen Damen der Stadt« und »die so wunderbar den Flügel und die Mandoline spielte«, in Liebe zugetan (ebd.). Thomas Mann (1875-1955) thematisiert in dieser Erzählung ein zentrales Anliegen der Jahrhundertwende, das ihn auch schon in seinem zwei Jahre zuvor erschienenen großen Roman »Die Buddenbrooks« beschäftigt hatte: die Antinomie von Kunst und Kommerz, von Fiktion und Realität. Er fokussiert es am Gegensatz Nord-Süd und an der Welt typischer Namen. Tonios eingangs vorkommender blond-blauäugiger Schulfreund Hans

IMPRESSUM

Herausgeber: Institut für Deutsche Sprache, Postfach 101621, 68016 Mannheim.

Internet: <http://www.ids-mannheim.de>

Mitglied der  Leibniz Gemeinschaft

Redaktion: Annette Trabold (Leitung), Karl-Heinz Bausch, Heidrun Kämpfer, Horst Schwinn, Eva Teubert
Redaktionsassistenten: Juliane Borm, Christina-Doreen Reinhard
E-Mail: sprachreport@ids-mannheim.de

Satz & Layout: Claus Hoffmann

Belichtung: Afosatz Frey, 68199 Mannheim

Druck: Morawek, 68199 Mannheim

gedruckt auf 100% chlorfrei gebleichtem Papier
ISSN 0178-644X

Auflage: 2500, Erscheinungsweise: vierteljährlich
Jahresabonnement: 10,- EUR Einzelheft: 3,- EUR
Bezugsadresse: Institut für Deutsche Sprache,
Postfach 10 16 21, 68016 Mannheim
Tel. 0621/1581-0

In eigener Sache – an die Autoren:

Wir bitten Sie, Ihre Beiträge als WINWORD oder RTF-Datei im Anhang per E-Mail zu schicken an:

sprachreport@ids-mannheim.de oder auf Diskette.

Bitte wählen Sie dazu folgendes Disketten-Format:
3.5 Zoll, WINDOWS-formatiert.

NICHT bearbeiten können wir:

- 5.25 Zoll-Disketten,
- MAC-formatierte Disketten.

Die Texte sollten nicht mit komplizierten Layouts und ohne Formatvorlage erstellt sein, die Formatvorlagen erstellen wir.

Der SPRACHREPORT wird mit PageMaker 6.5 erstellt.

Hansen und seine ebenfalls blond-blauäugige Jugendliebe Inge(borg) Holm tragen für die damalige Zeit typische regional verankerte Namen. Hans Hansen und der auch im Text begegnende Erwin Jimmerthal haben »allgemein anerkannte Namen, die niemand befremdeten. Aber Tonio war etwas Ausländisches und Besonderes. Ja, es war in allen Stücken etwas Besonderes mit ihm, ob er wollte oder nicht, und er war allein und ausgeschlossen von den Ordentlichen und Gewöhnlichen [...]« (ebd., S. 211). In der Tat: Er spielt Geige und schreibt heimlich Gedichte und kann sich nicht in die »normale« Welt des städtisch-bürgerlichen Alltags einfügen und schon gar nicht das väterliche Erbe antreten. Es ist diese Zwiespältigkeit zwischen biederer Bürgerlichkeit und anspruchsvollem Künstlertum, das in der Kombination der beiden Namen Kröger und Tonio vom Dichter vielsagend und kunstvoll repräsentiert wird. Tonio Kröger, das ist der »aus Süd und Nord zusammengesetzte Klang, dieser exotisch angehauchte Bürgersname« (ebd., S. 220). Schließlich schreibt Tonio Kröger aus der selbst gewählten Einsamkeit des dänischen Strandes an die mit sich und ihrer Kunst zufriedene Lisaweta Iwanowna in München: »Ich stehe zwischen zwei Welten, bin in keiner daheim und habe es infolgedessen ein wenig schwer« (ebd., S. 255).

Wir können also feststellen, dass der Name Tonio Kröger in der Kombination von Vor- und Nachname die charakterliche Zwiespältigkeit des Namenträgers trefflich widerspiegelt. Der Name passt genau. Es wäre reizvoll, das an weiteren Namen in Thomas Manns Werk zu verfolgen. Nur ein Beispiel wollen wir noch beiziehen. In seinem Roman »Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull« ist es wieder die Titelfigur, über deren »Glück« bedeutenden Vornamen Thomas Mann den Namenträger selbst bedeutsame Überlegungen anstellen lässt – übrigens wieder am Beginn des Werkes:

Oft hörte ich aus dem Munde der Meinen, daß ich ein Sonntagskind sei, und obgleich ich fern von allem Aberglauben erzogen worden bin, habe ich doch dieser Tatsache, in Verbindung mit meinem Vornamen Felix (so wurde ich nach meinem Paten Schimmelpreester genannt) sowie mit meiner körperlichen Feinheit und Wohlgefälligkeit, immer eine geheimnisvolle Bedeutung beigemessen. Ja, der Glaube an mein Glück und daß ich ein Vorzugskind des Himmels sei, ist in meinem Innersten stets lebendig gewesen, und ich kann sagen, daß er im ganzen nicht Lügen gestraft worden ist. (Mann 10/1975, S. 9)

Ingeborg Bachmann (1978, S. 247) hat einmal Thomas Mann einen »Namenzauberer« genannt und

dabei gesprochen von der »Raffinesse, mit der er uns die meisten seiner Namen serviert.« Vergleichbar ist in dieser Hinsicht durchaus ein anderer Dichter, der ganz dem 19. Jahrhundert zugehört und der auf Thomas Mann als Vorbild eingewirkt hat, nämlich Theodor Fontane (1819-1898). In seinem Roman »Effi Briest« (1895) erscheint Dr. Alonzo Gieshübler, eine Art Vorläufer des Tonio Kröger. Sein nach der andalusischen Mutter gewählter Vorname bildet in der antithetischen Kombination mit dem deutschen Familiennamen das Abbild künstlerisch-bürgerlichen Kontrastes, was freilich vom Namenträger hier nicht als Disharmonie empfunden wird. Nur vier Jahre vor »Tonio Kröger« erschien Fontanes letzter Roman »Der Stechlin« (1899). Der alternde Vertreter des preußisch-märkischen Adels, Major a.D. Dubslav von Stechlin, trägt erkennbar einen fremden, einen slawischen Vornamen. Wieder ist die Übernahme des Fremden Zeichen der Krise, des Umbruchs – hier des Zerfalls der Adelsherrschaft. Doch der Namenträger ist kein gespaltener Charakter, er begegnet dem Lauf der Zeit mit ironischer Gelassenheit, wenngleich er seinen ebenfalls nach dem Bruder seiner Mutter gegebenen Vornamen launig kritisiert:

[...] ihr Bruder, nun ja, der hieß Dubslav. Und so war denn gegen den Namen schon um des Onkels willen nicht viel einzuwenden, und um so weniger, als er ein Erbonkel war. (Daß er mich schließlich schändlich im Stich gelassen, ist eine Sache für sich.) Aber trotzdem bleib ich dabei, solche Namensmanscherei verwirrt bloß. Was ein Märkischer ist, der muß Joachim heißen oder Woldemar. Bleib im Lande und taufe dich redlich. Wer aus Friesack is, darf nicht Raoul heißen. (Fontane 1961, S. 254)

Hier ist die herkömmliche geografische Verteilung bestimmter Namen ausdrücklich betont; der alte Stechlin nennt daher seinen Sohn auch Woldemar.

Tonio, Alonzo, Raoul einerseits und Dubslav andererseits: das sind Namen aus den das Germanisch-Deutsche umgebenden romanischen und slawischen Sprachen. Die Welt literarischer Namen lebt und funktioniert immer nur vor dem Hintergrund der zeitlichen, geografischen und sozialen Gegebenheiten der jeweiligen realen Welt. So wäre der in den genannten Beispielen sichtbar gewordene spezifische Kontrast zwischen Vor- und Nachname heute nicht mehr oder kaum literarisch als Konfliktpotenzial nutzbar, weil im Laufe des 20. Jahrhunderts Vornamen aus fremden Sprachen in Deutschland und darüber hinaus Normalität geworden sind und zugleich die namengeografische Verteilung mehr und mehr verwischt, wenngleich nicht aufgehoben ist. Jede Zeit wählt aus dem großen Namenschatz ihre Namen aus, die zwar in ihrer etymologischen

Bedeutung zeitunabhängig, aber in ihrer pragmatisch bestimmten Bedeutsamkeit je spezifisch zeitbedingt sind. Die Dichter nutzen bei der Namenwahl für die Figuren ihrer Werke die je vorhandenen Möglichkeiten. Und dabei spielt das von Titus Maccius Plautus bereits vor unserer Zeitrechnung formulierte Diktum »nomen atque omen« eine ganz wichtige Rolle. Dieser gerne als »nomen est omen« zitierte Ausdruck hat in der realen Welt der Namengebung früher eine größere Rolle gespielt, als dies heute der Fall ist. Im Mittelalter und langhin war die Vorstellung entscheidend, mit dem gegebenen Namen in seiner Wortbedeutung oder nach einem Vorbild und dem damit verbundenen Heilswunsch beeinflusse oder bestimme man das Wesen des Namenträgers. Dieser wachse sozusagen in seinen Namen hinein, der Name strahle seine Macht aus und bewirke so die Einheit von Name und Person. Eben dies, die Vorstellung also von der Identität Name : Person, ist eine uralte, in Magie und Kult verankerte Vorstellung. Das lässt sich durch Schriften und Geschichten mannigfaltig belegen. Hier nur ein Beispiel: Gottfried Wegener, der im Jahr 1674 das Martin Luther zugeschriebene sog. »Namen-Buechlein« herausgab und ausführlich kommentierte, hat in seiner »Vorrede« (unpaginiert) auch über seinen eigenen Vornamen einiges gesagt, das in unserem Zusammenhang aufschlussreich ist. Er tadelt u.a., dass in seiner Familie und Verwandtschaft nur »frembte und außlaendische Namen« vorkämen²,

mir aber allein ist der schoene Deutsche Name / Gottfried / gegeben worden. [...] Dieser erinnert mich [...] taeglich / wenn ich daran gedencke / oder ihn hoere / lese oder schreibe / daß ich ein getaufter Christe bin [...] daß GOTT ein GOTT des Friedes sey [es folgen dann zahlreiche Bibelstellen, die das belegen, und er fährt fort:] Es begab sich eins / daß ich mit einem guten Freunde in ein Gespraech gerieth / welcher / weil Er ueber der Sach / davon die Rede war / mit mir nicht einig / und im verfechten seiner Meynung zu heftig war / hierauf Freundschaft und Rede etwas sparen wollte / da erinnerte mich Gott durch meinen Namen / du heist Gottfried! Ich gieng zu Ihm / ungeachtet mir doch ein Woertlein zu viel geredet war / machte Fried / versoehte Ihn / und schafte also das Maulen abe [...].

Noch heute wirkt diese alte Vorstellung von der determinierenden Macht des Namens mehr oder weniger fort, wie das der Philosoph Ernst Cassirer in seiner Schrift über »Das mythische Denken« dargelegt hat. Von der Bestimmung des Wortes her in seiner Funktion der semantischen Verfügung über Ausschnitte des Seins ausgehend formuliert er:

Insbesondere ist es der *E i g e n n a m e*, der in dieser Weise mit geheimnisvollen Banden an die Eigenheit des *W e s e n s* geknüpft ist. Auch in uns wirkt vielfach noch diese eigentümliche Scheu vor dem Eigennamen nach – dieses Gefühl, daß er nicht äußerlich dem Menschen angeheftet ist, sondern irgendwie zu ihm ›gehört‹ [...]: er spricht das Innere, Wesentliche des Menschen aus und ›ist‹ geradezu dieses Innere. Name und Persönlichkeit fließen hier in eins zusammen. (Cassirer 1994, S. 54)

Damit hängt dann wiederum die ebenfalls noch heute vorhandene Ansicht zusammen, mit der Nennung des Namens identifiziere man nicht nur den Namensträger, sondern gewinne auch eine gewisse Macht über diesen. Es gibt ja Zeitgenossen, die nur ungern ihren Namen preisgeben, weil sie meinen, sich selbst damit auszuliefern und einem anderen Macht über sich einzuräumen. Elias Canetti (1981, S. 235) hat eben dies von sich selbst berichtet. Es ist der alte Rumpelstilzchen-Effekt, den Dieter Wellershoff (1992, S. 108) entsprechend so beschrieben hat: »Indem man benannt wird, wird man auch gebannt.«

Nun, das Nomen-est-omen-Prinzip ist in der heutigen Namengebung, wie angedeutet, stark zurückgetreten. Gewiss, Vorbilder oder auch die Bedeutung eines Namens spielen zwar noch immer eine gewisse Rolle, doch stehen andere Motive im Vordergrund, wie Wohlklang, Exklusivität, Exotik. An das Wohl des Kindes, das sich ja mit seinem Namen identifizieren muss, wird dabei oft nicht gedacht. Das wäre ein eigenes Thema! Ein Dichter hat mit solcherlei Dingen freilich kein Problem, doch er kann sie nutzen für seine Zwecke. Das hat Thomas Mann getan, indem er die Namen Tonio und Kröger wählte, um durch ihre Kombination das zwiespältig-identitätsgestörte Wesen seiner Titelfigur zu symbolisieren. Der Dichter ist frei in der Wahl der Namen für seine literarischen Figuren; diese sollen so sein, wie sie heißen, und sie heißen so, weil sie so sind: nomen est omen!

Wir haben bisher an Hand einiger Beispiele und durch die weiteren Betrachtungen schon einiges über Funktionen literarischer Namen erfahren, ohne das besonders herausgestellt zu haben. Das soll nun geschehen, und zwar in einer gewissen hierarchischen Ordnung.

Die zuerst zu nennende Funktion ist diejenige der Identifikation bzw. Identifizierung. Das ist nun gewiss keine spezifisch literarische Funktion, vielmehr die Grundfunktion eines jeden Namens überhaupt, also in der Realität und in der Fiktion der Literatur.

Der Namengeber spricht einem Lebewesen oder einem Objekt mit dem Namen eine ihm eigene Identität zu, der Name wird zum Eigen-Namen, mit dem sich der so ohne eigenes Zutun Benannte auch selbst identifizieren muss – auch mit dem erblichen Familiennamen, der ihm sozusagen mit in die Wiege gelegt wird. Der Eigenname steht hinfort für den Namenträger, der ihn im Laufe seiner Existenz mit individuellen Eigenschaften anreichert. Das tut im realen Leben wesentlich dieser selbst, in der Literatur tut er es zwar auch, allerdings nur mittelbar durch den Autor, der ihm das Leben einhaucht, gemäß der durch die Namengebung ausgedrückten Intention. Unabhängig von diesem Unterschied ist die Identifizierungsfunktion dieselbe, es gibt in dieser Hinsicht keine Differenz zwischen zum Beispiel Goethe und Adrian Leverkühn, der Hauptfigur aus Thomas Manns Roman »Doktor Faustus«. Man muss die Namenträger nicht nach Aussehen und Wesen umständlich beschreiben, es genügt die Kenntnis ihrer Namen. Thomas Mann lässt in seinem Roman »Joseph und seine Brüder« entsprechend Potiphar fragen: »Ist nicht der Name die kürzeste Art, sich über eine Person zu verständigen?« (Mann 7/1975, S. 782). Und der junge Goethe (1909, S. 341) schreibt in einem Brief vom 23. Januar 1770 an Käthchen Schönkopf: »Wenn ich meinen Namen nenne, nenne ich mich ganz [...]«.

Gegenüber der Identifizierung betrifft die an zweiter Stelle zu nennende Funktion der Fiktionalisierung bzw. Illusionierung allein literarische Namen. Was ist damit gemeint? Wenn z.B. Eva Zeller den Roman »Die Lutherin« schreibt oder Andreas Liebert einen Roman mit dem Titel »Mein Vater, der Kantor Bach. Seine Tochter Catharina Dorothea erzählt«, so sind natürlich die realen Personen Katharina von Bora als Luthers Frau bzw. Johann Sebastian Bach und seine Tochter betroffen und beschrieben, doch sie sind kreativ-erzählerisch in die Fiktion der Literatur überführt. Diese authentisch-konkreten Namen und ihre Träger werden, wie alle entsprechenden, durch die literarische Vereinnahmung fiktionalisiert und den rein fiktiven, d.h. den erfundenen Namen für literarische Figuren, prinzipiell gleichgestellt; sie konstituieren zusammen die Fiktion der poetischen Wirklichkeit. Thomas Mann (1960, S. 165) hat einmal gesprochen von der Technik der »Einschwärzung lebender, schlechthin bei Namen genannter Personen unter die Figuren des Romans, von denen sie sich nun an Realität oder Irrealität nicht mehr unterscheiden.« Damit meint er z.B. Personen wie Otto Klemperer oder Bruno Walter als Dirigenten von Kompositionen der fiktiven Hauptfigur Adrian Leverkühn in seinem Roman »Doktor Faustus«.

Durch die Kunst glaubwürdig-dichterischer Darstellung, zu der das Einweben von Namen bekannter oder lebender Personen (»Einschwärzung«) als probates Mittel gehört, entsteht die Illusion einer der Realität vergleichbaren literarischen Wirklichkeit, gleichsam eine »zweite Welt in der hiesigen«, um einen Ausdruck Jean Pauls (1935, §1, S. 21) zu verwenden. Insofern ist also die Illusionierung Teil der Fiktionalisierung und bildet zusammen mit dieser eine Einheitsfunktion.

Hatten wir bisher mit der Grundfunktion der Identifikation/Identifizierung eine für alle Namen gleichermaßen gültige Funktion und mit der Einheitsfunktion der Fiktionalisierung/Illusionierung eine spezifisch literarische Funktion, so sind die weiter zu nennenden Funktionen für die literarische Welt besonders prägend, wenngleich für die reale Welt nicht bedeutungslos.

Da ist zunächst zu nennen die recht komplexe Funktion der Charakterisierung. Sie erfolgt vornehmlich durch die redenden oder sprechenden Namen.³ Diese sind in der Regel auf Grund ihrer bedeutungsmäßigen Durchsichtigkeit für jedermann als Signale erkennbar, sie sprechen meistens direkt den Leser/Hörer an – eben deshalb sind sie vom Namengeber gewählt worden. Unter unseren Familiennamen kommen redende Namen nicht selten vor, sie sind jedoch durch verfremdende Lautentwicklungen oder Schreibungen im Laufe der Zeit oft nicht mehr als solche erkennbar, was zum Beispiel für die Namen Schubert oder Schiller gilt: Ersterer geht auf mhd. *schuohwürtære* »Schuhmacher« zurück; Letzterer ist vom Verb *schielen* abgeleitet und bedeutet »der Schieler«. Doch es gibt weiterhin nicht wenige redende Familiennamen, die gelegentlich eine gewisse Betroffenheit auslösen können, wenn sie genannt werden. Dieter Wellershoff, den ich auch zur literarischen Namengebung befragt habe, beschreibt in dem mir dazu geschickten literarischen Essay einen passenden Fall, den ich zitieren möchte:

Immer, wenn das Gespräch auf Namen kommt, fällt mir wieder jener mittelgroße, untersetzte Mann ein, der in einer Gesellschaft, in der er vermutlich so fremd war wie ich selber, auf mich zutrat, mir seine Hand entgegenstreckte und mit gedämpfter Stimme »Frauenfeind« zu mir sagte. Für den Bruchteil einer Sekunde wirkte das auf mich wie ein düsteres Geständnis, und erst nach diesem kurzen Schock begriff ich, daß er sich vorgestellt hatte, und nannte ihm auch meinen Namen. Natürlich vergaß er ihn sofort, während ich mich an seinen vermutlich bis ans Ende meiner Tage erinnern werde. Ich blickte hinter ihm her, wie er von Person zu Person und von Gruppe zu Gruppe ging, seine Hand ausstreckte und »Frauenfeind«

murmelte, als gebe er die Losung des Abends aus. Einen unsichtbaren Wirbel ironisch-heiteren Befremdens zog er hinter sich her. (Wellershoff 1992, S. 102)

In der Dichtung sind redende Namen seit der Antike immer wieder, insbesondere in Komödien, verwendet worden. Ich nenne aus der Fülle der Beispiele nur einige aus mittelhochdeutschen und neueren Werken: In der Beispielerzählung »Helmbrecht« tragen die Räubergesellen allesamt solche Namen, so etwa Rütelschrîn »Rüttel [den] Schrein« oder Slintezgeu »(Ver-)schling das Land«. In der Tierdichtung trägt der Fuchs den seine Schläue kennzeichnenden Namen Reinhard (<ahd. ragin »Ratschlag, Klugheit« + harti »stark«). Goethe verwendet in seinem »Faust II« den Helmbrechtschen redenden Namen entsprechend Bildungen wie Raufebold, Haltefest und Eilebeute. Daneben gibt er zentralen Figuren in seinem Werk die Namen Meister oder Mittler, was den beredten Hintergrund aufscheinen lässt. Vor allem im poetischen Realismus des 19. Jahrhunderts begegnen zahlreiche redende Namen. Der schon genannte Theodor Fontane ist hier vor allem zu erwähnen: Da begegnet etwa der Pastor Lämmerhirt (in »Vor dem Sturm«), der Arzt Dr. Rummschüttel, der die rheumageplagte bewegungsunfähige Effi Briest behandelt, die redselige Baronin von Snatterlöw (in »Cécile«) oder die säuerliche Gouvernante Fräulein Honig, »deren herbe Züge sich wie ein Protest gegen ihren Namen ausnahmen« und die sich von einem »ängstlich süßen Gefühl überrieselt« glaubt, als sie aus einem Gespräch mit Herrn Treibel – fälschlicherweise – Avancen desselben herauszuhören meint (in »Frau Jenny Treibel«) (Fontane 1961, S. 29 und 92). Von anderen Dichtern des 19. Jahrhunderts mag hier nur noch Wilhelm Raabe genannt werden, in dessen Werk nicht selten redende Namen begegnen, so zum Beispiel der Souffleur Flüstervogel (in »Die Chronik der Sperlingsgasse«) oder der Armenlehrer Silberlöffel (in »Der Hungerpastor«). Es wurde schon beispielhaft deutlich, dass Thomas Mann an der Schwelle zum 20. Jahrhundert in vielfältiger Weise seinen literarischen Figuren bedeutsame Namen zugelegt hat; so auch redende Namen. Das sind nicht immer so plakativ-direkte wie Langhals oder Grünlich (in »Die Buddenbrooks«) und Schleppfuß oder Nackedei (in »Doktor Faustus«), sondern auch raffiniert-versteckt redende, die erst als solche interpretierend entdeckt werden müssen oder die Thomas Mann selbst charakterisierend umkreist. Das trifft zum Beispiel zu für den Namen der Frau Stöhr (in »Der Zauberberg«); Thomas Mann (4/1975, S. 83 und S. 89) lässt sie etwa »mit störrisch unwissender Miene« reden oder lässt sie sich brüsten, sie könne achtundzwanzig verschiedene Fischsaucen zubereiten. Damit gibt Thomas

Mann, etymologisch zutreffend, einen zweifachen Hinweis; denn einerseits bedeutet das Adjektiv mhd. *störr*, mnd. *stör* »steif, widerstrebend, störrisch«, und andererseits bezeichnet das Substantiv mhd. *stör*, nhd. *Stör* eine bestimmte Fischart beziehungsweise mnd. *stör(e)* einen »Fischer«. Vollends verdeckt als redender Name, aber doch bewusst gewählt, ist zum Beispiel der Name Käthe (in Fontanes »Irrungen Wirrungen«), der auf griech. *katharos* »rein, unbefleckt« zurückgeht und die Trägerin entsprechend kennzeichnet.

Neben den redenden Namen haben die sogenannten klassifizierenden Namen charakterisierende Funktion. Unter klassifizierenden Namen sind solche zu verstehen, die ein bestimmtes Zeit- oder Lokalkolorit aufweisen, die ihre Träger ethnischen, religiösen, nationalen, sozialen oder ähnlichen Gruppierungen zuordnen oder auch nach literarischen Konventionen gewählt werden. Ein schönes Beispiel hatten wir eingangs mit Tonio Kröger: In dieser Vor-/Familiennamen-Kombination sind sowohl Zeit- und Lokalkolorit als auch ethnisch-nationale und soziale Komponenten enthalten. Klassifizierende Namen werden seit dem 17. Jahrhundert in der Literatur immer wichtiger. So ist zum Beispiel auch ohne weitere Kennzeichnung deutlich, dass in den Komödien von Andreas Gryphius ein Isaschar einen Juden benennt. Entsprechendes gilt etwa auch für den Kreditgeber Baruch Hirschfeld in Fontanes Roman »Der Stechlin« oder für die Familiennamen Cohn und Judassohn in Heinrich Manns »Der Untertan«.

Charakterisierende Funktion haben auch die sogenannten klangsymbolischen Namen, bei denen es um bestimmte Klangeffekte und Klangkombinationen geht. Wenn etwa Fontane in »Frau Jenny Treibel« einen Sänger Adolar Krola benennt, so vermittelt die rhythmisierte Abfolge der volltönenden Vokale *a – o – a – o – a* zweifellos einen klangästhetischen Effekt, abgesehen davon, dass in Carl Maria von Webers Oper »Euryanthe« ein Graf mit dem Vornamen Adolar vorkommt. Ein Gegenstück dazu bildet der Name des Don Horribilikribifax bei Andreas Gryphius. Es war wiederum Jean Paul, der dem Prinzip der Klangsymbolik bei literarischen Namen eine zentrale Rolle zuweist und dazu ganz konkrete Hinweise gibt (vgl. Berend 1942). So sind für ihn neben bestimmten Buchstabenfolgen zum Beispiel langes *ö*, *ä* oder *e* in der Tonsilbe negativ besetzt, genauso wie *s* und *r*; positiv gewertet sind hingegen langes *i*, *a* und *o*. Solche Wertungen muten allzu subjektiv an, sie sind wissenschaftlich kaum objektivierbar. Gleichwohl spielt der Klang in der dichterischen Namengebung offensichtlich eine

besonders wichtige Rolle, wie eine Befragung ergeben hat (Debus 1998, S. 45 f.). Auch in der realen Namengebung ist dieses Motiv von Bedeutung; ich habe das schon kurz erwähnt.

Schließlich sind im Rahmen der Charakterisierungsfunktion die sogenannten verkörperten Namen zu nennen, womit authentisch-realistische oder auch bereits literarisch etablierte Namen gemeint sind, die mehr oder weniger fiktionalisiert sind, zum Beispiel Attila, Napoleon, Eva oder Rom. Beispielhaft kann dazu auf die Siegfried-Gestalt in Richard Wagners »Ring des Nibelungen« hingewiesen werden. Der Name Siegfried wird hier im Kontext der anderen Namen mit neuen charakteristisch-eigenwilligen Inhalten gefüllt und zusätzlich mythisiert.

In gewisser Weise charakterisierend ist auch die folgende Funktion literarischer Namen, die ich wegen ihrer Wichtigkeit besonders herausstellen möchte: die Mythisierung. Dabei geht es, wie ich bereits grundsätzlich dargelegt habe, um die in der Menschheitsgeschichte weit zurückgehende Vorstellung, dass dem Namen geheimnisvoll-magische Kräfte innewohnen und dass durch die wirkmächtige Entfaltung dieser Kräfte die Einheit von Name und Person bewirkt wird. Für die Dichter ist dies, wie ich schon erwähnt habe, entscheidend. Der gegebene »passende« Name für eine literarische Figur erweist sich als Verwirklichung der mythischen Vorstellung. Literarische »Namen«, so Ingeborg Bachmann (1978, S. 238 f.), »sind eingebrannt in erdachte Wesen und vertreten sie zugleich, sie sind dauerhaft und so mit diesen Wesen verbunden, daß, wenn wir sie ausborgen und Kinder so nennen, diese zeitlebens mit der Anspielung herumgehen oder wie in einem Kostüm [...]«. Tristan im mittelhochdeutschen Versroman ist ein solcher Name: verknüpft mit afrz. *triste* »traurig« durch Gottfried von Straßburg, repräsentiert er die traurigen Lebensumstände des Titelhelden; ein Schicksalsname. Die Funktion der Mythisierung können wir auch gut an den vom Dichter-Komponisten Richard Wagner gegebenen fiktiven Namen beobachten, so z.B. an dem nach frühdeutschem Bauprinzip geformten Namen der Rheintöchter aus »Der Ring des Nibelungen«: Woglinde, Wellgunde, Floßhilde.

Ähnlich wie die Mythisierung dient auch die zuletzt zu nennende Funktion in gewisser Weise der Charakterisierung, sie ist aber gleichwohl als wichtig und besonders benannt hervorgehoben. Es ist die Doppelfunktion der Akzentuierung/Anonymisierung. Akzentuierung und Anonymisierung sind sozusagen im Gegensätzlichen aufeinander bezoge-

ne Funktionen: Die Akzentuierung betrifft die in vielfältiger Weise betonte Hervorhebung eines Namens, zum Beispiel durch ästhetisierende Mittel (Klangsymbolik, Namenkomik, Namensspiel) oder bestimmte ideologisch-religiöse, gesellschaftliche, psychologische oder auch etymologische Prägungen; es geht also um eine bewusst-auffällige Markierung über das »normale« identifizierende Namen-Haben hinaus. Genau das trifft aber auch für die Anonymisierung zu, allerdings in entgegengesetzter Richtung, nämlich hin zur Verhüllung, Verschweigung eines Namens oder zum Nicht-Haben eines Namens, zur Namenlosigkeit. Diese Funktion der Anonymisierung ist schon früh und später gelegentlich in der poetischen Literatur von besonderer Bedeutung gewesen. Wolfram von Eschenbach zum Beispiel, großes Vorbild und Themengeber Richard Wagners, war ein Meister in der Handhabung der Anonymisierungsfunktion, wie überhaupt im Mittelalter den Namen gesteigerte Aufmerksamkeit zugewandt wurde. Die Anonymisierung berührt sich in einer gewissen Hinsicht mit der Mythisierung, nämlich da, wo ein Name aus Scheu oder Ehrfurcht nicht genannt, tabuisiert wird, um Namenmissbrauch zu vermeiden. Das finden wir zum Beispiel ausgeprägt beim Jahwe-Namen im Alten Testament. Tabuisiert ist auch der Name Lohengrin in Wagners gleichnamigem Musikdrama. Auch hier geht es um Geheimnisvoll-Übernatürliches, um Namentabu, das zu brechen Unglück bedeutet. Dabei ist es ja eigentlich das Natürlichste von der Welt, den Namen dessen zu kennen, mit dem man sein Leben bleibend verbinden will. Anonymität verfremdet, setzt Schranken, birgt Geheimnisse. Die Liebe aber ist schrankenlos, sie will sich im Wissen und Nennen des Namens des Geliebten vergewissern; im Namen offenbart sich Identität, Art und Wesen, das individuelle Sein – im Sinne des schon zitierten Goethe-Wortes: »Wenn ich meinen Namen nenne, nenne ich mich ganz.« Elsa von Brabant will, angestachelt durch die bösen Einflüsterungen Ortruds, den Namen des Geliebten, des ihr eben Angetrauten wissen, und sie fragt ihn, ihr gegebenes Wort brechend, danach:

Nichts kann mir Ruhe geben,
dem Wahn mich nichts entreißt,
als – gelt' es auch mein Leben –
zu wissen, wer du seist!
[...]
Den Namen sag' mir an!

Damit ist Elsas Schicksal besiegelt, das Unglück nimmt seinen Lauf. Lohengrin gibt schließlich nach hinzögernder, die Spannung steigernder Erzählung der Gralsgeschichte seinen Namen preis. Das

menschliche, allzumenschliche Ich-Verständnis hat das im Namen gebündelte Geheimnis entzaubert, der Zauber des Mythischen ist gebrochen, die reine Welt des Grals ist dem hiesig-natürlichen Verständnis nicht verfügbar, sie kann letztlich nicht – symbolisiert durch die Nennung des Namens – gebannt werden.

Eine besondere Form der Anonymisierung hat sich in der deutschen Literatur seit dem 18. Jahrhundert entwickelt, beginnend mit Christian Fürchtegott Gellerts Roman: »Das Leben der schwedischen Gräfin von G.« (1747) über Heinrich von Kleists »Die Marquise von O.« (1808), Franz Kafkas »Der Prozeß« (1925) und »Das Schloß« (1926) mit den Protagonisten K. und Josef K. bis hin zu Christa Wolfs »Nachdenken über Christa T.« (1968). Neben solchen verhüllenden Akronymen kann im 18. Jahrhundert der Name sogar ganz verschwinden, wenn stattdessen einfach Sternchen gesetzt werden. Dann ist die Anonymisierung total verwirklicht. Mit Ingeborg Bachmann (1978, S. 241 f.) kann man darin für das 20. Jahrhundert eine »bewußte Schwächung der Namen und eine Unfähigkeit, Namen zu geben,« sehen. Diese Bemerkung ist im Zusammenhang mit der Krise des Romans zu sehen, wie sie im »Nouveau Roman« einen besonderen Höhepunkt erreichte: Die Welt ist immer komplexer und undurchschaubarer geworden, das Individuum geht auf in der Masse Mensch, »Helden« gibt es nicht mehr. Und dieser Entindividualisierung entspricht dann eigentlich konsequent die Namenlosigkeit. Die Identität stiftende Funktion des Namens hat aufgehört zu existieren. – Doch diese extreme Anonymisierung hatte nicht Bestand; in den Worten Dieter Wellershoffs (1992, S. 117): »Ohne die Personen zu benennen, läßt sich kein vielfiguriger Roman schreiben. Und da es zu den selbstverständlichen Realitäten des menschlichen Lebens gehört, daß Personen Namen tragen, sehe ich trotz des Intermezzos einiger Autoren des Nouveau Roman keinen einleuchtenden Grund, an dieser Tatsache wie an einer peinlichen Monstrosität vorbeizusehen.«

Ich komme zu einigen Schlussbemerkungen: Literarische Namen sind Teil des großen Namenschatzes und damit des Sprachschatzes insgesamt, doch stellen sie eine besondere Kategorie von Namen dar. Dies läßt sich an ihren Funktionen aufzeigen, wie ich das versucht habe darzustellen. Solche Funktionen lassen sich nur vor dem Hintergrund der realen Welt der Namen beschreiben. Fiktive und reale Welt sind bei allen Besonderheiten aufeinander bezogen und ineinander verwoben. Literarische Namen haben einen eigentümlichen Ausdruckswert, es umgibt sie, wie Ingeborg Bachmann (1978, S. 238) das treffend

formuliert hat, eine besondere »Aura« bzw. »Strahlkraft«. Und eben dies bewirkt, dass solche Namen die Namengebung in der realen Welt beeinflussen können. Das läßt sich schon im Mittelalter beobachten, wenn z.B. der von Wolfram von Eschenbach geschaffene fiktive Name Herzeloyde wiederholt vergeben wurde. Und es ist auch eine mittelalterliche Dichtung gewesen, die gleichsam als Nationalepos mit Namen wie Siegfried, Gunther, Volker, Brunhilde die reale Namengebung bis ins 20. Jahrhundert hinein deutlich geprägt hat: das Nibelungenlied. Diesen Aspekt kann ich hier nur andeuten. Er stellt gewissermaßen eine sekundäre Funktion literarischer Namen dar, und das wäre wiederum ein eigenes Thema.

Anmerkungen

¹ Der Text entspricht dem Vortrag, der am 25.06.2003 im Rahmen der Vortragsreihe »Namen und ihre Funktionen« in Heidelberg gehalten wurde, organisiert durch die Gesellschaft für deutsche Sprache und das Germanistische Seminar der Universität Heidelberg. Die Darstellung stützt sich wesentlich auf eigene Vorarbeiten; vgl. besonders Debus (1998, 2001, 2002).

² Es ist die Zeit des Barock, in der auch wegen der sprachlichen Überfremdung verschiedene Sprachgesellschaften entstanden mit dem Ziel der Sprachpflege und Sprachreinigung; vgl. z.B. Stoll (1973) oder auch Kirkness (1975).

³ Hierzu und zum Folgenden vgl. besonders Birus (1967).

Literatur

- Bachmann, Ingeborg (1978): Der Umgang mit Namen. In: Bachmann, Ingeborg: Werke. Hrsg. von Koschel, Christine/von Weidenbaum, Inge/Münster, Clemens. Bd. 4: Essays. Reden. Vermischte Schriften. Anhang. München, S. 238-254.
- Berend, Eduard (1942): Die Namengebung bei Jean Paul. In: Publications of the Modern Language Association of America 57, S. 820-850.
- Birus, Hendrik (1987): Vorschlag zu einer Typologie literarischer Namen. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 17, Heft 67, S. 38-51.
- Canetti, Elias (1981): Die gerettete Zunge. Geschichte einer Jugend. Frankfurt am Main.
- Cassirer, Ernst (1994): Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken. 9. Auflage. Darmstadt.
- Debus, Friedhelm (1998): Dichter über Namen und ihr Umgang mit ihnen. In: Eichler, Ernst/Walther, Hans (Hrsg.): Onomastica Slavogermanica XXIII. Stuttgart/Leipzig, S. 33-59.
- Debus, Friedhelm (2001): Vom Zauber literarischer Namen. Intentionen – Funktionen – Wirkungen. In: Beiträge zur Namenforschung NF 36, S. 1-27.

- Debus, Friedhelm (2002): Namen in literarischen Werken. (Er-)Findung – Form – Funktion. Stuttgart. (=Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Mainz. Abhandlungen der Geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse. Jg. 2002. Nr. 2).
- Fontane, Theodor (1961): Frau Jenny Treibel. Standard-Ausgabe. Gesammelte Werke in fünf Bänden. Bd. 3. Hamburg, S. 7-162.
- Fontane, Theodor (1961): Der Stechlin. Standard-Ausgabe. Gesammelte Werke in fünf Bänden. Bd. 3. Hamburg, S. 249-582.
- Goethe, Johann Wolfgang von (1909): Max Morris (Hrsg.): Der junge Goethe. Neue Ausgabe in sechs Bänden. Bd. 1. Leipzig (1909-1912).
- Kirkness, Alan (1975): Zur Sprachreinigung im Deutschen 1789-1871. Eine historische Dokumentation. Teil I und II: Tübingen. (=Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache 26. 1/2).
- Mann, Thomas (1969): Reden und Aufsätze 3. In: Mann, Thomas: Gesammelte Werke in zwölf Bänden. Bd. 9: Die Entstehung des Doktor Faustus. Roman eines Romans. Oldenburg, S.145-301.
- Mann, Thomas (4/1975): Der Zauberberg. In: Mann, Thomas: Das erzählerische Werk. Taschenbuchausgabe in zwölf Bänden. Bd. 4.1. Frankfurt am Main.
- Mann, Thomas (7/1975): Joseph und seine Brüder. In: Mann, Thomas: Das erzählerische Werk. Taschenbuchausgabe in zwölf Bänden. Bd. 7. Frankfurt am Main.
- Mann, Thomas (10/1975): Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull. Der Memoiren erster Teil. In: Mann, Thomas: Das erzählerische Werk. Taschenbuchausgabe in zwölf Bänden. Bd. 10. Frankfurt am Main.
- Mann, Thomas (11/1975): Tonio Kröger. In: Das erzählerische Werk. Taschenbuchausgabe in zwölf Bänden. Bd. 11. Frankfurt am Main, S. 205-256.
- Paul, Jean (1935): Jean Pauls Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Erste Abteilung. Bd. 11: Vorschule der Aesthetik. Weimar (Erstdruck 1804).
- Stoll, Christoph (1973): Sprachgesellschaften im Deutschland des 17. Jahrhunderts. München.
- Wegener, Gottfried (1674) (Hrsg.): Herrn D. Martin Luthers Seel. Vielfältig verlangtes Namen-Buechlein [...]. Leipzig.
- Wellershoff, Dieter (1992): Das geordnete Chaos. Essays zur Literatur. Köln.
- Der Autor ist emeritierter Professor für Germanistik der Universität Kiel.